

(Nachdruck verboten.)

29]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Franz hatte einen heißen Kopf und atmete kurz und laut. „Was gibt's?“ fragte die Luis, und sie nahm die Kinder der Marie bei der Hand und schob sie in die Kammer nebenan: „Da spielen weiter!“ befahl sie und zog die Türe hinter ihnen ins Schloß.

„Na, was gibt's?“ fragte sie dabei den Franz noch einmal.

Der stand am Tisch und drehte den Gut in der Hand. „Der Christian, der saudumm Kerl!“ sagte er dann und warf den Filz in eine Ecke.

„Was is mit em?“ Die Luis faltete die Hände, und das Mädchen stand zitternd mit weitoffenen Augen.

„Was is?“

Da lachte der Bursch. „'s könnt einem ja schließlich egal sein! Mer hat ja doch kein Dank von em . . . aber . . . aber — —! Es ist halt wege Dir, Luis, Du warst immer eso ordentlich zu mer . . . und Du . . . Du kannst em vielleicht . . . noch helfe . . .!“

„Was is denn um Gottes wille?“ die Luis stand ganz dicht vor dem Franz.

Der setzte sich. „Na, eso arg wie de meinst! An de Frage geht's em noch nit, aber . . .! Na, hören nure! Ich wollt ins „Schiff“, die Wirtshaft, weißt, wo der Peter verkehrt mit seine Kamerade.

Wie ich an der Türe bin, hör ich se diskutiere! Sie haben's vom Chrischan und der Paula.

„Dein sauber Schwester, die geht ja jetzt mit em Herr Lehrer,“ sagt der ein.

„Inja!“ nickte der Peter.

„Und das läßt Der gefalle?“ fragte en der Johann Fischer. „Das läßt Der gefalle von dem hochmütige Kerl, der ganz vergesse hat, daß er emal tiefer drin gesteckt hat, wie mir all zusammen?“

Da lacht der Peter und rückt sich de Gut aus de Stirn in de Hals ein.

„Er will se ja heirate!“

Und das Gesicht hätten er sehn solle,“ rief der Franz, „und die Gesichter von de andre!“

Aufgesprunge sind se von ihre Stühl . . . „Was?“ haben se gerufe und immer wieder: „Was? was?“

„Er will se heirate!“ hat der Peter da noch mal gesagt. „Heirate!“

Und dann die andere: „Der Chrischan, die . . .!“ „Es Paula will er . . .?“ „Ja, weiß er denn nit?“

Und der Peter ganz frech: „Ja, er weiß . . .!“

Des haben se em nit glaube wolle, aber er hat geschworen, daß er's em gesagt hätt! Er selber!

Das Paula hätt en hinterher wieder rumgefriegt, hat er gemeint. Wie se's angefangen hätt — —?“

Der Franz zuckte die Achseln.

„Er weiß es!“ schrien die Luis und das Mädchen zugleich: „Er weiß und doch . . .!“

„Ah!“ sagte der Franz, „und Ihr hätten das höre müsse, wie se dann über den Chrischan gelacht haben, all die dreckige Kerle!“ Er ballte die Faust.

„Der Chrischan bleibt am Paula hänge,ahaha!“ Und sie haben sich die Händ geriebe.

„Möchtest Du se?“ hat einer den andere gefragt: „tätst Du es Paula heirate?“ Und dann haben se sich wieder geschüttelt vor Lachen. „Die Gur!“ haben se gesagt. „Und der Herr Lehrer mit so einer!“

„Vielleicht . . .?“ die hat sich schon was zusammenverdient!“

„Sie tät nure mit seine Leut verkehre, hat se mal zu mir gesagt, wie ich se angeproche hab . . .!“ Und so is es fortgegangen . . .!“ Der Franz wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Aber ich . . . ich weiß nit! Mich hat die Angst gepackt! Ich hab an Dich gedenkt, Luis, und, und — —!“ Der Atem ging ihm aus.

„Wenn De em helfe könntst! Er darf doch nit eso zum Gespött werde, als Lehrer . . .!“

„Franz . . .!“ Die Luis gab dem Stiefbruder die Hand. „Ich dank Der . . .!“ sagte sie. Sie hatte Tränen in den Augen.

Der Bursche wurde rot.

„Ach Du, weißt,“ sagte er, „Du warst all immer eso ordentlich zu mer . . . und ich . . .!“ Er verschluckte sich, drehte dem Mädchen den Rücken zu und fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen.

„Was is da zu mache?“ fragte die Luis und sah das Mädchen an.

„Du mußt mit em rede!“ sagte die.

„Ja, aber wenn er's doch schon weiß!“

„Ah, glaub doch den Schwindel von dem Peter nit! Wenn der Chrischan das all wüßt!“ Das Mädchen lachte.

Dann klopfte sie dem Franz auf den Buckel: „Du bist en ordentliche Pub!“ sagte sie. „Gut Nacht auch!“ Und damit war sie aus der Küche.

Als am nächsten Sonntag der Christian nach Hause kam, trat die Luis auf ihn zu.

„Chrischan, ich muß mit Der rede,“ bat sie.

Er machte eine ärgerliche Bewegung. „Es es wegen dem Paula“ fragte er. „Ich merk ja wohl, daß Euch das nit recht is!“ und er wollte sich jäh umwenden, aber dabei traf sein Blick die todmatten Augen der Luis.

„Herrgott!“ Er fuhr sich über die Stirn. Wie sieht sie aus! dachte er. War ich denn blind?“

Und dann hörte er ihren Husten, diesen kurzen, trockenen Husten, den er noch von der Emma her kannte. Er sah ihre tief in den Höhlen vergrabenen Augen und ihr bleiches Gesicht, das in den letzten Wochen noch viel bleicher und magerer geworden war.

Herrgott, wollt ich denn wieder — —! Mit einem kurzen Gedanken, der ihm das Blut in Stirn und Wangen trieb, dachte er, wie er damals zu der Emma Sterben gekommen war.

„Das . . .!“ Er schluckte ein paarmal kurz hintereinander, und dann kreuzte er die Arme.

„Na?“ fragte er.

Mit gesenkter Stirn und indem sie verlegen an der Schürze zupfte, erzählte ihm die Luis, was ihr der Franz und das Mädchen gesagt hatten.

„Ach was! Die wollen es Paula schlecht machen,“ sagte der Christian, und dann nagte er an der Unterlippe. Zwischen seine Augenbrauen hatte sich eine Falte geschoben, und er atmete laut durch die Nase.

Die Luis aber schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie, „was die beiden gesagt haben, is wahr! unsonst geht das Geschwätz nit in der Stadt! Und dann mein ich auch, daß Du . . . Du . . . mit eso eme Mädäl — — Um mit eso eme Mädäl zu laufe, dazu biste zu gut, Chrischan . . .!“

„Zu gut!“ Die Luis schob dem Burschen in den Kopf bei den Worten. „Zu gut! habaha!“

„Ich bin zu gut für sie, zu gut für sie! das war's ja, was er sich in unzähligen schlaflosen Stunden des Nachts schon vorhergesagt hatte!“

Es war ihm dann, als sauge sie mit ihren wilden gierigen Rüssen ihm alle Kraft aus den Gliedern, allen Verstand aus dem Hirn, alles Gute aus dem Herzen!

Aber wie er auch tobte gegen sie in solchen Stunden — wenn er sie wieder sah, sagte ihn das heiße Begehren, und er ward schwach . . . feige, und der Vorsatz, sich von ihr loszureißen, den er gefaßt, starb in ihm.

Nicht denken, nicht denken! war alles, was er wünschte in solchen Augenblicken . . .!

„Du bist zu gut für sie,“ sagte die Luis noch einmal, „sie hält es ja mit jedem . . .!“

„Nein!“ donnerte da plötzlich der Bursche los. „Seit se mit mir geht . . .!“

Starr sah die Luis zum Bruder auf. Sie faltete die Hände und beugte den Rücken. Die Wildheit in seinem Blick ängstigte sie, und sie zitterte.

Der Christian aber fuhr fort, und seine Stimme wurde weicher. „Seit se mit mir geht, geht sie mit keinem anderen mehr, das hat sie mir versprochen, geschworen hat sie mir's,“

and ich hab ihr gedroht . . .!" Er krampfte die Finger, als wollte er jemanden würgen.

Die Luis wich einen Schritt zurück. „Christhan!" rief sie. „Ja, und sie weiß, daß ich ernst machen würde!" fuhr der junge Mann mit grimmem Lachen fort. „Darum schon und überhaupt . . .!" Er tastete mit der Hand über die Stirn, auf der der Schweiß stand. „Sie schwört mir jedesmal, wenn ich sie seh . . .! Nein, nein!"

„Ja," sagte die Luis, „dann . . . dann —!" Ihre Stimme war heiser, „aber — —?"

„Das ist von früher, wo die Leut halt noch reden," sprach der Christian und senkte den Kopf, denn das Blut schoß ihm in die Stirn.

Er empfand den Schimpf, der ihn zugleich mit dem Mädchen traf. Und er nickte mit dem Kopf. Das würde also immer an ihr kleben, der Flecken da . . ., den konnte man nicht wegwischen. — Man würde immer mit Fingern auf sie deuten, auch wenn er sie zu seiner Frau machte! — — Zu seiner Frau? Ja! — dann? —

Es ward ihm, als müsse er ersticken in dem Rock mit dem engen Kragen. „Ah! — —"

Und plötzlich schoß ihm ein jäher Verdacht durchs Hirn. Er fühlte, wie er bebte bei dem Gedanken. Er fühlte den Schweiß, der auf seiner Stirn stand.

Und wenn sie nun doch . . .? Wenn sie ihn belügen, betrügen würde . . .?

Mit starren Augen sah er die Luis an. „Du," sagte er, und seine Stimme klang rauh. „Du . . .?" und er griff mit zitternden Fingern nach dem Ärmel ihres Kleides. „Weißt Du . . . am End . . .? haben Ihr . . .? Ist . . .? hat man sie in der letzte Zeit —?" Er leuchtete, und dann fuhr er fort: „Hat man sie in der letzte Zeit mit einem anderen gesehen . . .?"

„Christhan!" Des Mädchens Augen weiteten sich, die Blut trat auf ihre Wadenknochen, und sie rang die Hände. „Christhan, um Gotteswille! Was is . . .! was is mit Dir?"

„Ja . . . nir! — — Nure . . . Ich hab Dir ja gesagt, was sie mir geschworen hat . . .! Und . . . und wenn sie trotzdem — —!"

Seine Augen rollten. Seine Stimme klang fürchterlich. „Herrgott!" Die Luis sank auf einen Stuhl. Sie redte die Arme lang über den Tisch, und ihr Kopf schlug hart auf die Platte. „Wenn er erfährt . . .! erfährt . . . daß sie . . . dann? . . . dann . . . schlägt er sie tot!" Das wußte sie plötzlich, und das Grauen packte sie. Und die Angst. Die Angst, Herrgott, Herrgott, was nun?! — was nun? Sie lag und rührte sich nicht.

Was . . . was ist da zu machen? — Was kann ich machen? — — Was? — Was? —

Sie rüßte nichts. Ihr Kopf war dumpf und schwer. Wie ausvorannt war er.

Was machen? — Was machen? — —

Hätt ich doch gar nit geredt! stöhnte sie. Gar nit geredt, denn wenn . . . wenn . . .! Besser doch noch, er tät sie heiraten . . ., als — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Güterlotterie in Preußen.

Einer der „Edlen von Bülow", kurmärkischer Rittergutsbesitzer, schrieb 1809 an den damaligen Minister Altenstein, daß doch eigentlich nichts gerechtfertigter wäre, als denjenigen Grundeigentümern, die „durch den Krieg schwere Schädigungen" erlitten hätten, durch außergewöhnliche Maßnahmen ein bißchen auf die Beine zu helfen. Es waren gewohnte Klänge, die an Altensteins Ohr schlugen; man konnte nicht umhin, diesem zarten Wink Folge zu leisten, um so weniger, als man die schönsten „Begründungen" zur Hand hatte. Die indirekte Staatsunterstützung durch Genehmigung von Güterlotterien hätte — so sagte man — eine große Zahl verschuldeter Gutsbesitzer über Wasser halten können, dabei hätte das spielende Publikum durch Hergabe kleiner Warenlagen Großgrundbesitz erworben und Witmenschen vor dem sonst sicheren Ruin bewahren können — und was an dergleichen schönen „Gründen" mehr vorhanden war. Als ob jeder aus dem Publikum durch Auspielen eines Grundstücks gleich Großgrundbesitzer geworden wäre! Man hatte sogar ausfindig gemacht, es sei die Möglichkeit vorhanden, daß mal Ausländer gewinnen könnten, daß diese vielleicht ihr Heimatland verlassen würden und mit Kind und Kegel, Hab, Gut und allem Vermögen — notabene wenn sie welches hatten — nach Preußen übersiedeln und so das nationale Vermögen vermehren könnten!! Man

operierte tatsächlich auch mit dieser „Begründung" und hatte mit alledem den Boden herborgezauert, auf welchem der Erfolg hervorschießen sollte.

Uebrigens war schon damals die Güterauspielung nicht mehr neu, denn im Jahre 1712 hatten schon Leute KonzeSSIONen zu Güterauspielungen erhalten, für die sie als „Gegenleistung" ein paar Pfennige an einige milde Stiftungen zu zahlen hatten. Auch 1794 durften ein schlesischer und ein märkischer Großgrundbesitzer ihre Güter auspielen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß die Lose nicht in Preußen verkauft werden dürften. Die Folge des Verbots war, daß die Unternehmer für ihre Lose in Preußen einen rasenden Absatz fanden und einen großen Haufen Geld einsackten.

In Preußen wußte man wohl um diese Vorfälle, und der uns schon aus unseren Erörterungen über die Quinenlotterie her sympathisch bekannte damalige Chef der preussischen Staatslotterien, Wildens, berichtete folgendes an den Staatskanzler Hardenberg: „Die Güterauspielung allgemein freizugeben, kompromittiert die beste Regierung, kann den Staat nichts einbringen, versetzt den Auspielenden in eine schlechtere Lage als er bisher war, weil er seine Lose nicht los wird, mithin die Auspielung nicht zustande kommt, und bringt das spielende Publikum in Gefahr. Ich halte es mindestens für unmöglich, daß die Sache durchgeführt werden kann, und ich sehe nicht ab, warum erst ein Versuch gemacht werden soll, wo es keines Versuches mehr bedarf."

Wo das Profitinteresse der Junker in Frage kam, hörte natürlich die Sachkenntnis der Sachverständigen auf. Wildens bekam eine schnobdrige Absfuhr und Friedrich Wilhelm III. hatte eine Kabinettsorder (17. 3. 1810) zu unterschreiben, die die Güterauspielungen in Preußen prinzipiell genehmigte. Daß die Sache tatsächlich wie geschildert abliefe, beweist der Wortlaut dieser an Altenstein gerichteten Kabinettsorder:

„Zur Auspielung von Privatgütern will Ich, weil das Publikum so allgemein sie wünscht (!), und in der Hoffnung, daß die große Konkurrenz der Auspielenden deren Zweck selbst zerstören würde, hierdurch eine allgemeine Erlaubnis dahin erteilen, daß dabei keine ausschließlichen Begünstigungen stattfinden, die Grundstücke des dazu Mir von Euch vorzulegenden Planes genau befolgt und von den auszuspielenden Güterpreisen 15 Proz. Abgabe an den Staat entrichtet werden sollen."

Bevor man irgend eine Ahnung hatte über die wichtige Form der Auspielung, sicherte man sich den vermeintlich fetten Happen. Es wurde schließlich die Form der Klassenlotterie für geeignet befunden. Nach dem Lotterie-Edikt vom 28. Mai 1810 hatte die Berechtigung zum Auspielen eines Grundstücks nur dessen Eigentümer, nachdem er den finanziellen und rechtlichen Stand seines Grundstücks klargelegt und vom Finanzminister die Erlaubnis zur Auspielung erhalten hatte. Die technische und geschäftliche Ausfuhrung lag der königl. preussischen General-Lotteriedirektion ob, die dafür und für die Abstempelung der Lose 15 Proz. des Einnahmebetrages der abgesetzten Lose erhielt. Das Grundstück selbst mußte dem Gewinner schuldenfrei überlassen werden. Um zum Mitspielen anzureizen, wurde dem Auspielenden überlassen, auch Geldprämien auszusetzen, die jedoch den fünften Teil des ganzen Betrages der auszuspielenden Immobilien nicht überschreiten durften. Die Beträge in Bar und die kündbaren Hypotheken mußten in Kapital und Zinsen bei der Lotteriedirektion hinterlegt werden, die nach ihrem Ermessen Auspielungen zuließ und festsetzte. Die Auspielung fand spätestens vier Monate nach dem Beginn des Loseverkaufs statt. War innerhalb dieser Zeit die Einnahme durch den Loseverkauf nicht groß genug, um die Hypothekenschulden und Geldprämien oder die an den Fiskus zu leistenden Abgaben zu decken, so konnte die Auspielung des Grundstücks nicht erfolgen.

Nach der Bekanntgabe des „Publicandums" vom 15. August 1810 wurde das Finanzministerium nun so bombardiert mit Gesuchen um KonzeSSIONierungen: innerhalb ganz kurzer Zeit waren 346 Bewerber vorhanden, von denen vorläufig 4 städtische und 7 ländliche Besitzer die KonzeSSION zur Auspielung erhielten. Die erste Auspielung betraf ein Grundstück in Berlin, das in bester Gegend der Stadt belegen einen Wert von 17 000 Talern besaß und 800 Taler Mietzins abwarf. Es sollten 6200 Lose zu 5½ Talern ausgeben werden, denen das Grundstück und 500 Geldprämien gegenüberstanden. Die Auspielung mußte jedoch wegen vollständiger Teilnahmslosigkeit des Publikums aufgegeben werden. Die zweite städtische Lotterie hatte mehr Erfolg, die dritte kam wieder nicht zustande und aus der vierten zog der Unternehmer wieder ein glänzendes Fazit. Denn obgleich der bei weitem größte Teil der Lose nicht abgesetzt war, fand doch die Auspielung statt. Der Hauptgewinn fiel aber auf die unverkauften Lose, der Gewinn selbst also an den Unternehmer zurück, und nur ein paar kleine Geldgewinne kamen den Spielern zugute.

Bei der Auspielung der ländlichen Grundstücke kam noch ein weiteres erschwerendes Moment hinzu, nämlich die Unklarheit der Spielpläne. Jedem Spieler mußten direkt die Tränen in die Augen treten, wenn er sah, wie jemand, dessen Gut die beste und fetteste Ackertrume besaß, dessen Wälder den Reichtum an Wild nicht zu fassen vermochten, dessen Teiche von Fischen nur so wimmelten, es über das Herz bringen konnte, sich von solchem Besitze zu trennen!

Das erste ländliche zur Auspielung gelangende Grundstück war die im Besitze des Infanterieregiments von Kückel gelegene Herrschaft Amalienburg, die aus zwei Gütern, einer Kolonie und

einem Vorwerk bestand. An lebendem Inventar waren 18 Pferde, 70 Stück Rindvieh und 1200 Schafe vorhanden; die 2254 Geldgewinne repräsentierten 68 000 Taler. Es sollten 20 000 Lose je zu 18 Talern ausgegeben werden. Jeder Unbefangene wird meinen, daß ein derartig hoher Einsatz aussichtslos sei; dennoch wurden 19 000 Lose abgesetzt und die Lotterie mit Erfolg durchgeführt! Auch die zweite Lotterie, betreffend das Gut Niedergießmannsdorf in Schlesien, bei der 12 000 Lose zu 16½ Talern Einsatz ausgegeben werden sollten, war von Erfolg begleitet; nicht weniger als 11 771 Lose wurden verkauft. Hierbei hatte der Unternehmer einen fetten Gewinn gemacht. Damit aber nicht genug. Er kaufte das Gut später um den Betrag von 20 000 Talern wieder zurück. Der angegebene Zweck dieser Auspielungen war damit natürlich vollkommen verfehlt; man hatte durch Schröpfung Vieler einem Einzigen große Profite in das hungrige Maul geworfen.

Nach diesen "Erfolgen" wuchsen nun die Pläne in den Himmel. Die "Große vereinte Güterlotterie" sollte eine Auspielung der Allodial-Rittergüter Dahlwitz, Badenzien nebst Luisenhof, Neuvorwerk, Kurow und zehn im Wartebruch gelegener Grundstücke zusammen veranstalten. Wie man volkswirtschaftlich die Erwerbung derartiger Güter seitens eines einzelnen rechtfertigen wollte, darüber ließ man sich keine grauen Haare wachsen. Die Hauptsache war das Geschäft. Das ging aber diesmal schon wegen seiner Dimensionen total schief. Die Auspielung wurde deshalb geteilt, und nun erst wickelte sich die Sache glatter ab, aber auch nur zum Nutzen der Unternehmer, denn die Güter selbst fielen an die Auspieler zurück, da die Hauptgewinne auf die unverkaufte Lose trafen. Der Zufall hätte es aber auch anders bringen können, und der Effekt wäre dann der völlige Ruin der Besitzer gewesen.

Die noch folgenden Auspielungen, welche sogar viel bessere Güter betrafen, so z. B. das äußerst ergiebige Erbpachtgut Niederschönhausen, das bei Berlin ganz nahe vor dem Schönhauser Tor lag — jetzt ist diese Gegend ein Teil des ungeheuren Häusermeeres — verliefen ganz kläglich. Nicht einmal die 15prozentige Abgabe war durch den Losabsatz gedeckt, so daß für zwei Güterlotterien eine Geldlotterie gestattet wurde, die den Einnahmen entsprechende Geldgewinne aussetzte. Damit war man glücklich bei einer Geldlotterie zugunsten Privater angelangt! Mit diesen Auspielungen aber hatte man selbst in Preußen genug. Es waren die letzten gewesen. Wildens Vorherjage hatte sich bis auf das Tipfelchen über dem i vernünftigt. Das schönste dabei war, daß, während der Staat auf Einnahmen aus seinem Lotterienmonopol verzichtet hatte, andere sie für ihre Privatinteressen weggerafft hatten. Wildens berichtete vom Jahre 1811 einen Ausfall an Lotteriegeldern von 350 103 Taler, woraufhin eine Kabinettsorder vom 31. März 1812 der Güterlotterie unter Zurückziehung aller schon erteilten Konzessionen ein jähes Ende bereitete. — Später (1825) wurden sogar hohe Strafen auf die Auspielung inländischer Grundstücke in ausländischen Lotterien gesetzt.

Aber wie noch heute die modernsten deutschen Staatsmänner keine "Konsequenzenmacher" sind, so war es schon damals. Man hatte gerade die Güterlotterie zum Leidwesen manches Spekulanten, der in der Hoffnung auf eine profitable Auspielung sich nach dem Erlaß des Ediktes schleunigst mit Gütern versehen hatte, mit Sang und Klang zu Grabe getragen, als man im Schoße weiser Finanzkünstler schon wieder daran dachte, den bereits 1810 ins Auge gefaßten Plan einer staatlichen Domänenlotterie aufzunehmen und zu verwirklichen, um größere fiskalische Beiträge rentabel zu verfilbern. Die privaten Güterauspielungen standen aber doch noch zu frisch vor der Erinnerung der Öffentlichkeit; man verzichtete schließlich doch auf die Ausführung des Planes.

Den privaten Unternehmern hatten die Güterauspielungen eigentlich einen ganz schönen Wagn Geld gebracht; so fielen bei der Auspielung der Herrschaft Amalienburg, deren Erwerbspreis 80 000 Taler betrug, für den General von Mülhel 200 000 Taler (1) ab. Dabei erließ der Staat diesem Manne die 15prozentige Abgabe in der Höhe von 51 000 Taler! Der edle Herr soll sich gar nicht geschämt haben, dieses Geschenk von dem leeren Staatsfädel des reduzierten Preußen anzunehmen. Auch sonst fielen ganz nette Gewinne in der Höhe von 102 844 Taler, 85 000 Taler, 54 000 Taler usw. für den Auspieler ab. Der Staat gewann im ganzen eine Einnahme von 61 126 Taler, wofür er die Ausführung der Auspielungen vorzunehmen hatte. Es blieb an Reingewinn also so gut wie nichts übrig. Auf der anderen Seite wurde das Publikum ganz gehörig geschädigt, denn die Bereicherung des Auspielers konnte ja nur durch die von den Spielern stammenden Summen geschehen. Auch die 15prozentige Abgabe mußten die Spieler bezahlen. Die Unkosten waren bei der Güterlotterie sehr hoch, sie beliefen sich auf 30 bis 40 Proz. der Einnahmen, während sie bei der Klassenlotterie noch nicht einmal 10 Proz. betragen. Die Gewinnchancen waren daher noch geringer als bei jeder anderen Lotterie, und was sollte schließlich der glückliche Gewinner eines Gutes in Ostpreußen mit seinem Gewinne anfangen, wenn er selbst als Kaufmann oder dergleichen an Berlin gefesselt war? Wie sollte man auf diese Weise die Landeskultur heben, wenn ein Gut in die Hände von Personen geriet, die weder Zeit noch Geschick oder Lust zur Bewirtschaftung hatten?

Man hätte eben wie Wildens einsehen können, daß Güterlotterien damals nicht florieren konnten. Die Gesamtheit erlitt nur Schaden; ein paar verträglchen Staatsstücken wurde auf die Beine gehoben und der Staatsfädel hatte das Nachsehen. Die Interessen schlecht situiertcr Grundbesitzer konnten nur gefördert

werden durch zahlreiche gleichzeitige Auspielungen und für die fehlte das Aktionsfeld. Wer hätte wohl alle die teuren Lose kaufen sollen? — Eine Lotterie kann eben nie m a l s volkswirtschaftlich segensbringend wirken, weil sie keine Werte schafft, sondern nur verzehrt. Sie nimmt auf der einen Seite viel und gibt auf der anderen weniger, noch dazu nach dem altbewährten Prinzip, daß die Armen die eigentlichen Kosten zu tragen haben. —

Franz W o r k m a n n.

## Kleines Feuilleton.

Eine liebe Kundin. Wenn die Frau Geheimsekretär Kräkel in ein Geschäft kommt, wo man sie kennt, entsteht eine Panik unter den Verkäufern. Jeder zeigt das menschenfreundliche Bestreben, die Ehre, "Frau Rätin" zu bedienen, seinen Kollegen zu überlassen.

Heute ist Frau Kräkel mit Zettchen, ihrer siebzehnjährigen Tochter, unterwegs, und da gehen sie zunächst in ein Spezialgeschäft für Stereostopbilder.

Ahnungslos eilt ihnen der Chef selbst entgegen und fragt sehr höflich: "Sie wünschen, meine Damen?"

Frau Kräkel wirft durch ihren Kneifer einen strengen Blick auf ihn und sagt kurz: "Ich möchte Ihren Chef sprechen."

"Ich bin der Chef."

"Ach pardon!" Die Frau Geheimsekretär wird etwas freundlicher. "Aber, mein Herr, was haben Sie mir bloß für Bilder geschickt! Ich bin sehr enttäuscht. Die Ansichten gefallen mir ganz und gar nicht."

"O, das tut mir leid!" Der Chef sieht sich die Bilder an und meint verwundert: "Diese Aufnahmen aus dem Riesengebirge sind doch aber gut. Die Bilder gefallen sonst sehr."

Frau Kräkel lächelt spitz, wendet sich an ihre Tochter und sagt mit ironischem Nachdruck: "Das ist Geschmackssache. Nicht wahr, Zettchen, meinst Du nicht auch?"

Zettchen, die die Länge und den Gesichtsausdruck hat wie ein Strauß, stößt ein kurzes, fullerndes Lachen aus, nicht heftig mit dem Kopfe und meint auch:

Der Geschäftsinhaber, ein junger Anfänger, dem daran liegt, sich möglichst jeden Kunden zu erhalten, sagt verbindlich: "Ich tausche Ihnen natürlich die elf Bilder gern um." Er bringt den Damen Stühle und einen Stereostopapparat und holt die gewünschten Serie vom Garz herbei.

Aber Frau Kräkel sieht sie kaum, so mäkelte sie auch schon: "Hier die Partie von Gernrode ist ja so weit ganz nett, aber ich vermisse die Kirchturmspitze. Warum haben Sie denn die Kirchturmspitze nicht mit auf dem Wilde?" Sie sagt es beinahe wie eine persönliche Beleidigung auf, daß die Kirchturmspitze fehlt. Ein drohender Blick trifft den erschrockenen Mann, und sie fragt in eisiger Tone: "Sie sind wohl nicht sehr religiös?"

Natürlich beteuert der Chef das Gegenteil. Dann turnt er von neuem die Leiter hinauf und wieder hinunter und schleppt Bilder über Bilder herbei. Aber Frau Kräkel hat überall etwas zu bemängeln. Wenn sie ein Bild gesehen hat, zeigt sie es ihrer Tochter: "Nicht wahr, Zettchen, solche große Wolke haben wir da nicht gesehen?" oder: "Meinst Du nicht auch, Zettchen, auf diesem Wilde hat die Bäuerin eine zu dicke Nase?"

Und jedesmal läßt Zettchen ihr fullerndes Lachen hören, nicht lächelnd mit dem Kopfe und meint auch:

Atemlos und in Schweiß gebadet sucht sich der Chef schließlich zu drücken. Er ruft seinen Gehülfen herbei: "Bitte, Herr Krause, bedienen Sie die Damen weiter. Entschuldigen Sie mich, meine Damen, ich bin leider verhindert." Er geht schleunigst hinaus.

Erst nach einer Stunde kommt er zurück und siehe da: Frau Kräkel und ihre Tochter sehen sich immer noch Bilder an. Erschöpft, bläß lehnt der Gehülfe an der Leiter; erleichtert atmet er auf, als beim Eintritt des Chefs Frau Kräkel sich erhebt und sagt: "Nun schön, dann wollen wir Schluss machen. Zählen Sie die Bilder, die ich gewählt habe, bitte zusammen."

Herr Krause zählt und notiert: "12 Bilder, elf davon im Umtausch — macht 25 Pfennige."

"Wie, zwölf Bilder? O nein, hinzukaufen wollte ich jetzt keine! Erst im Winter, zu Weihnachten! Da lasse ich also das eine zurück."

Frau Geheimsekretär Kräkel nimmt noch einmal Platz. Wieder dauert es eine halbe Stunde, bis sie sich entschieden hat, welches Bild sie zurückläßt. Dann lächelt sie huldvoll und sagt: "Ich danke schön, ich werde Ihr Geschäft empfehlen."

Der Chef verbeugt sich und dankt auch.

Aber kaum ist Frau Kräkel zur Tür hinaus, da kommt sie, gerade als er ihr einen kräftigen Fluch nachsenden will, noch einmal zurück und ruft ihm zu: "Mir fällt eben ein, wir könnten in der Elektrischen das kleine Paket leicht verlieren; denn wir müssen noch weiter. Sie haben wohl die Liebenswürdigkeit, mir die Bilder morgen durch Ihren Laufburschen zuzuschicken."

Der Chef verbeugt seine Hut: "Sehr wohl, gnädige Frau. Wie ist, bitte, die werte Adresse?"

"Frau Geheimsekretär Kräkel, Hofstr. 117, Hof 3 Treppen."

"Schön, Madame!"

Da richtet sich Frau Kräkel hoheitsvoll auf. Sehr energisch sagt sie: "O bitte, Sie können ruhig weiter gnädige Frau zu mir

sagen. Wir wohnen auch noch vorn heraus. Nur die Boten sollen über den Hof gehen.“ Ohne Gruß, mit stolz erhobenem Haupte — Zettchen macht's ebenso — verläßt sie das Geschäft. —

Hugo Fründ.

— Die Bekämpfung des Straßenstaubes. Jene Staubmassen, die wir als Straßenstaub bezeichnen, bestehen meist aus zermalntem Erd- und Steinreich und verdanken ihren Ursprung dem modernen, rasenden, nimmer rastenden Weltgetriebe. In erster Linie ist es nun, wie Dr. Wiltner-Pfanner zu Thal in der „Schweizer Monatschrift für Medizin“ ausführt, das rollende Rad, das den Straßenstaub erzeugt; und je dringender die Bedürfnisse der Zeit das rollende Rad vermehren, desto stärker wächst die Staubmenge. Die Staubplage aber ist erst so recht durch das Automobil hervorgerufen worden, das die Staubsicht durch seine regelwidrig schnelle Bewegung in die Höhe bläst und die Straßenluft damit füllt. Diese Staubwolken sind der Gesundheit im höchsten Maße schädlich. Sie sind nicht nur Träger von allerhand Infektionskrankheiten, sondern die scharfen spitzeren Körperchen reizen die feinen Luftwege, in die sie beim Einatmen dringen, an und impfen so gleichsam die mitgeschleppten Bazillen in die Lunge ein. Zur Bekämpfung des Staubes bediente man sich von altersher des Wassers. Aber Wasser hält nicht lange vor, weil es sehr schnell verdunstet. Diese Eigenschaft besitzen die nicht trocknenden Öle, besonders die Erd- und Mineralöle, nicht. Zuerst wurde die Sprengung der Straßen mit billigeren Erdölen in Amerika versucht, weil dort das Rohöl so gut wie nichts kostet. Dann folgten verschiedene und umfassende Versuche in Europa, die zu einer ganzen Anzahl Systeme führten, ohne aber das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. Als das beste erklärt Prof. Dr. Wiltner zu Thal den Maladam, aber mit Deseinbettung! Geölter Sand, Kies oder Stein wird niemals Staub geben. Reibt man zwei Steine trocken oder mit Wasser, so geben sie Substanz ab, die nach Verdunsten des Wassers zu Staub wird. Zwei geölte Steine vermindern sich nicht, weil das Öl die Reibung verhindert. Auch das eiserne Rad reibt nichts vom geölten Stein herunter; ein einfaches Beispiel gibt der Schleifstein. Auf nassem Stein bildet sich zum Beispiel beim Rasiermesserschleifen bald ein Brei aus Wasser und der abgeriebenen Steinmasse. Ein geölter Schleifstein nimmt dagegen nur vom Stahl weg, ohne selbst angegriffen zu werden. Die andere Seite des Erfolges liegt darin, daß die ölige, nie ganz erhärtende Masse immer noch fähig ist, von außen hinzukommenden Staub, der also hergeweht oder an den Rädern von den Landstraßen herbeigeschleppt wird, zu binden. Sollte die Masse wirklich dadurch nach Jahrzehnten ihre Bindkraft schwächen, so läßt sie sich leicht mit geringen Kosten wieder ersetzen. Eine Bedingung wird freilich Hauptfordernis sein, nämlich die, daß nach Fortschaffung des vorhandenen Staubes die gesamten Straßen einer Stadt und die Chausseen auf etwa fünf Kilometer vor ihr imprägniert werden, denn alles flächenweise Behandeln wird durch die Massen des um diesen Fleck entstehenden Staubes stets seines Erfolges beraubt; man kann einen großen Brand nicht mit ein paar Kannen Wasser löschen. Die in London in größerem Maßstabe gemachten Versuche mit dem Wiltnerschen Asphaltverfahren haben einen guten Erfolg zu verzeichnen. —

h. Die Verdauungskraft der saftigen Früchte. Neben ihrem säuerlichen, durchlöschenden Geschmack besitzen die meisten Fruchtsäfte noch eine bestimmte Wirkung auf Magen und Darm. Bekannt ist ihre anregende Wirkung auf die Darmtätigkeit. Was ihren Einfluß auf die Verdauung anlangt, so gelten gelöchte Früchte für leicht verdaulich als rohe, weil durch das Kochen die Zellstoffhüllen zersprengt werden. Bei empfindlichen Verdauungsorganen reicht man daher Apffel, Birnen, Pflaumen, Kirichen und Heidelbeeren nur gelocht. Darüber, wie saftige Früchte direkt die Verdauung beeinflussen, hat der Engländer Dr. Sharp Untersuchungen angestellt. Die Fruchtsäure der saftigen Früchte verbindet sich mit dem Eisen der festen Nahrungsmasse, und letzteres wird dadurch zur Aufnahme ins Blut vorbereitet. Auch enthalten viele saftige Früchte Fermente (zersehbare Stoffe). Untersuchungen über die Wirkung frischer Früchte auf geronnenes Eiweiß ließen bei Erdbeeren, reifen Kirichen, Apfelsinen, bei Birnen und Apffeljaft verdauende Eigenschaften nachweisen. Bei Wärsenfrüchten waren diese Eigenschaften ganz, bei gebadenem oder gedämpftem Obst teilweise zerstört. Am gesunden ist demnach der Genuß von saftigen Früchten am Schlusse der Hauptmahlzeit wegen ihrer die Verdauung unterstützenden Eigenschaften. —

**Aus dem Tierleben.**

g. c. Der amerikanische Kuhvogel. Während der amerikanische Kudu in rühmendwertem Gegensatz zu seinem nahen Verwandten in Europa sein eigenes Nest baut, gibt es doch auch in Nordamerika einen Vogel, der es vorzieht, seine Eier in fremde Nester zu legen und von fremden Vögeln ausbrüten zu lassen, statt selbst ein Nest zu bauen und das langweilige Geschäft des Ausbrütens selbst zu besorgen. Das ist der sogenannte Kuhvogel (*Molothrus ater*), der auf dem größten Teil des Gebietes der Vereinigten Staaten angetroffen wird. Wie bei unserem Kudu, so herrscht auch bei den amerikanischen Kuhvögeln Viel-männerei, auf ein Weibchen kommen durchschnittlich drei Männchen. Das Weibchen der gewöhnlichen Art legt in Zwischenträumen von mehreren Tagen 8—10 Eier von verschiedener Größe und Zeichnung. Major Bendire, der Verfasser eines vielgelesenen

Buches über die nordamerikanischen Vögel, ist der Ansicht, daß höchstens die Hälfte dieser Eier ausgebrütet werden; es kommt nicht selten vor, daß das Weibchen seine Eier alten und verlassenen Nestern anvertraut oder eben erst vollendeten, in welche die rechtlichen Eigentümer noch keine Eier gelegt haben und es in diesem Falle vorziehen, die fremden Eier im Stich zu lassen oder sie unter neuem Baumaterial zu begraben. Wenn das Weibchen im Begriff ist seine Eier zu legen, geht es auf die Suche nach passenden Nestern, wobei es im allgemeinen diejenigen kleineren Vögel vorzieht und vor allen Dingen solcher, die ihre Nester auf die Erde bauen. Bis zu sieben Eiern von Kuhvögeln sind in fremden Nestern gefunden, und nicht weniger als 80 Arten, deren Nester auf diese Weise heimgesucht werden, macht Bendire namhaft. Nach seinen eigenen Beobachtungen und denen anderer treibt das Weibchen nicht die rechtmäßigen Besitzer aus den Nestern, die es mit Eiern beglücken will, sondern wartet dazu den günstigen Augenblick ab, wenn sie unbewacht sind, indem es einen Teil der Eier, die es in dem fremden Nest vorfindet, hinauswirft, um für seine eigenen Platz zu machen. Die auf diese Weise hintergangenen Vögel merken im allgemeinen den Betrug nicht, sondern brüten fleißig darauf los, bis ihre eigenen Jungen mit den fremden das Licht der Welt erblicken. Schon nach wenigen Tagen haben sie nur noch für diese zu sorgen, aus dem einfachen Grunde, weil die rechtmäßige Brut dann von dem stärkeren Pflegebruder schon entweder erdrückt, aus dem Neste gestochen oder verhungert ist. Der junge Kuhvogel hält sich nämlich als der größere und kräftigere Sproßling des Nestes für berechtigt, die Fürsorge seiner Pflegeeltern allein in Anspruch zu nehmen. —

**Humoristisches.**

— Hinausgegeben. „Die Hausierer sind wirklich unausstehlich! . . . Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich meinen Mann!“

„Rufen Sie ihn nur — der ist doch net zu Haus!“

„Woher wissen Sie das?“

„E' Mann, der so e' Frau hat wie Sie, is nie zu Haus — höchstens zum Essen!“ —

— Dankeschuld. Schriftsteller: „... Wieso bist Du dem Doktor Weiser zu ewigem Dank verpflichtet?“

Kollege: „Das ist der Kritiker, der mich in erster Linie berühmt geschimpft hat!“ —

— Im Eifer. „... Wissen Sie, dieser Kerl ist nämlich so 'n richtiger Salunkel!“

„Wieso?“

„Nun, einmal spricht er so und einmal spricht er so . . . aber ich mach' 's jezt ooch so!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Ein Preis für ein niederösterreichisches Dialektbuch war vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich ausgeschrieben. Es ging nur ein Manuscript ein, und dieses wurde vom Autor selbst nur als Beitrag für ein derartiges Dialektbuch bezeichnet. Man verlängerte die Einreichungsfrist für Preisarbeiten um zwei Jahre. —

o. Upton Sinclair schreibt, wie aus New York berichtet wird, an einem neuen Roman „The Financier“. Das Werk soll zeigen, wie die ungeheuren amerikanischen Vermögen zusammengebracht und verwendet werden. —

— „Der Letzte“, ein Fischerdrama in vier Akten von Paul Gottschalk, wurde vom Deutschen Theater in Hannover zur Aufführung erworben. —

— „Der Dieb“ heißt eine neue moderne Gesellschaftskomödie von Henri Bernstein, die im Pariser Gymnase-Theater aufgeführt werden wird. Das Stück soll scharfe Schlaglichter auf gewisse soziale Zustände der Gegenwart werfen. —

— Der japanische „Faust“. Nach dem Italienischen Theater Almanach von 1908 hat der Goethesche „Faust“ in japanischer Uebersetzung seltsame Gestalt angenommen. Danach ist Mephisto — der „Böse“ — die einzige Figur, die durch einen weißen Mann von der kaukasischen Rasse dargestellt wird. Die übrigen Personen sind durch Japaner vertreten. Gretchen, verführt, verlassen und zur Mörderin geworden, wird vom japanischen Tribunal freigesprochen. Sie muß jedoch schwören, daß sie niemals mehr mit einem Westländer eine Liebesbeziehung anknüpfen werde. Zum Schluß wird sie dann von einem japanischen Offizier, der sieg-reich aus der Mandchurei zurückgekehrt ist, geheiratet, und alle Not hat ein Ende. —

— Mumpig. Müller-Fraureuth sagt darüber in seinem Buche „Aus der Welt der Wörter“: „Dieses Wort hat zwar von Berlin aus seinen Siegeszug angetreten, es sagt aber nichts Neues; der Mumpig ist lediglich der alte Mummipus oder (heißig) Momboy, das heißt das Gespenst. . . . Der Begriff der Schreckgestalt ging über in den eines erschreckenden oder bloß verblüffenden Geredes, der noch mehr verflachte in leeres Geschwäg, Unsinn.“ —